

Zeitschrift
für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Panzer
herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter

Achtundzwanzigster Jahrgang



Druck und Verlag von B. G. Teubner Leipzig und Berlin 1914

Der Traum der Herrlichkeit war erfüllt, ein geeintes Deutschland erstanden; doch die Grundformen der Bildung waren noch keine rein-deutsche. Humanistische Bildung dominierte oder dominiert noch immer, der Pflege der Muttersprache ward nur ein bescheidener Raum zugewiesen. Mangelnde Ausdrucksfähigkeit bei Schülern und Studenten ist die Folge; der Greifswalder Historiker Ernst Bernheim hat in unsern Tagen wohl am nachdrücklichsten darüber geklagt. Aber die Klage ist alt; Karl Wehrmann stimmt sie 1892 in diesen Blättern an. Er erwartet nicht von der Lektüre das einzige Heil; denn vieles Lesen verdirbt den Stil, „weil es den Lesenden zur Flüchtigkeit verleitet und ihn einschläfert“. Man sollte daher, meint er, jetzt mit Ernst darüber nachdenken, wie man den Lesetrieb zurückhalten kann. Wenige Werke, wenige Schriftsteller sorgfältig lesen, das ist von bleibendem Wert, auch für die Ausdrucksweise. Aber „die beste Quelle für den guten Gebrauch in der Muttersprache wird immer die Übung im freien Gebrauch derselben sein, ohne Nachstreben nach irgend einem Vorbild — —“. Und er stellt die bange Frage: erhalten die Lehrer selbst darin die nötige Ausbildung? Ein Blick auf unseren Universitätsbetrieb, und die Antwort kann nur Nein sein. Folglich wendet sich W. gegen das Überwuchern der philologischen Methode. Anders und besser sei es in England und Frankreich, dort wird der Student „nicht so wie bei uns in die strenge, wissenschaftliche, forschende Methode eingeführt. Dagegen geht der Studierende mehr auf die Aneignung des Gedankeninhalts der klassischen Autoren aus; er liest deren Werke öfter und sorgfältiger, während bei uns oft allzusehr die Kommentare studiert werden, die doch erst in zweiter Linie zu berücksichtigen sind“. Mit diesen Vorwürfen steht völlig im Einklang, was J. G. Sprengel bei den Gründungsverhandlungen¹⁾ des DGB. zum gleichen Punkte ausführte: „Man kann die Kritik des heutigen Zustandes im wesentlichen dahin zusammenfassen, daß die Lehrer des Deutschen noch zu einseitig philologisch gebildet werden, daß dabei die notwendige psychologisch-ästhetische, philosophische, kulturgeschichtliche und soziologische Ausbildung zu kurz kommt.“ Auch die Hauptforderung des DGB. stimmt durchaus zu dem, was Wehrmann mit seinem Aufsatz bezweckte: daß man der Pflege der eigenen Sprache, namentlich in den oberen Klassen mehr Zeit widme. „Je mehr wir uns einer wirklich deutschen Schule, wie sie vielleicht unserem Kaiser vorschwebt, nähern, umso mehr Raum muß auch für den deutschen Unterricht geschaffen werden.“

Allein, eine Vermehrung der Stundenzahl schafft noch keine deutsche

1) Vgl. VII Ergänzungsheft, S. 35.

Schule. Das wäre erst zu erreichen, wenn das Deutsche tatsächlich im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts stände, wenn deutsche Kunst und Literatur, deutsche Geschichte den Maßstab gäbe für die Beurteilung fremder Kunst. So denn zum Schluß ein schönes persönliches Wort von Rudolf Hildebrand. Es steht an einer Stelle, wo man es kaum erwartet, in einem wortgeschichtlichen Aufsatz „Zur sogenannten Renaissance“ (VI 377ff.). Da merkt S. an: „Übrigens bin ich es wohl mir und meinem nie verleugneten Standpunkt schuldig, nicht unbemerkt zu lassen, daß ich in die unbedingte Lobpreisung jener antiken Bewegung im 15. und 16. Jahrhundert, die jetzt noch vom Gymnasium her in offizieller Geltung steht, als wäre sie für uns nichts als ein Heil gewesen, nicht einstimmen kann . . . Der Standpunkt, den man vielfach noch aus dem 16. Jahrhundert her mit fortschleppen will, berichtigt sich selbst durch den unaufhaltsamen Gang der Dinge. Das Altertum, dessen Benennung als klassisch den alten Standpunkt eben festhalten will, kann uns nicht mehr als Musterbild nach allen Seiten dienen . . . Die ganze Bewegung in ihrem Umschwunge läuft eben auf das hinaus, was Hermann Grimm als Lösungswort für unsere Zukunft ausgesprochen hat und das man zunächst nicht oft genug wiederholen kann: „Unsere Jugend hat bisher von Italien und Griechenland aus Deutschland betrachtet, sie muß von Deutschland aus Italien und Griechenland kennen lernen“. Es liegt eine Zukunft mit einem ganz neuen, großen, gesunden Dasein, das doch längst von den Besten geahnt und vorbereitet ist, vor uns, sobald wir nur wollen. Die rechte „Wiedergeburt“, d. h. aus der reinen Natur, unserer Natur heraus (wir haben ja keine andere) — und aus Gott, füge ich wohlervogen hinzu — soll sich nun vollziehen. Quod Deus bene vertat.“

Moderne deutsche Lyrik und die höhere Schule.

(Vortrag, gehalten in der Pädagogischen Sektion der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Marburg i. S., 2. Oktober 1913.)

Von Gymnasial-Direktor Prof. Dr. Alfred Biese in Frankfurt a. M.

Nicht das schwere Geschütz einer gelehrten Abhandlung und Untersuchung will ich auf Sie richten, sondern Bekenntnisse, Geständnisse, Erlebnisse Ihnen bieten.

„Alles Gute weckt Andacht“, sagt Lagarde einmal. Wohl den Schülerseelen, die in deutschen Stunden von Andacht umschauert wurden! Mir ward dies Glück zuteil, als ich in meiner rügenschen Heimat, auf

dem Putzbücher Pädagogium, zu den Füßen meines Vaters¹⁾ saß, mochte er uns Goethe oder Uhland — ich denke an „Sonntagslied“, „Die Kapelle“ — oder auch wohl schon Mörike neben Eichendorff deuten. Ein philosophischer Kopf verband sich mit seinem ästhetischen Empfinden. Eine solche Verbindung fand ich auf der Universität bei meinen Deutschlehrern leider nicht wieder. Doch mein Interesse für Lyrik war nun einmal geweckt worden; Geibels, Heibels Gedichte, Groths „Quickborn“ u. v. a. standen neben den Klassikern in unserer Hausbibliothek, und so suchte ich auch als Student der klassischen Philologie die Brücke von der antiken zur modernen Lyrik zu schlagen; in unserem Greifswalder Verein zog ich eine Parallele zwischen Catull und Heine und Alfred de Musset, und in Bonn gab mir der Senior unseres Seminars, Carl Baier, der so früh in Cassel verstorben ist, Grisebachs „Neuen Tannhäuser“ mit der Aufgabe, in philologischer Methode (wie bei Catullus) die Chronologie der Liebesverhältnisse dieses modernen Don Juans festzustellen. Als ich dann blutjung 1878 zum Doktor freiert wurde, da gipfelten meine Thesen in dem letzten Satze:

Iniuria vituperatur lyrica nostra huius aetatis poesis germanica, quae post Schillerum Goetheumque egregios fecit progressus.

Daß Goethe in seiner Art übertroffen werden könne, wollte ich damit natürlich nicht sagen, sondern daß namentlich in der Technik, in Rhythmus und Strophenbau (wie bei Platen), dann aber auch in der Erweiterung und Vertiefung der Stoffgebiete mannigfache Fortschritte von den Romantikern (Novalis, Brentano, Eichendorff, Mörike), auch von den politischen Dichtern, gemacht seien.

Gerade auf dem Sondergebiete, das ich damals schon pflegte, in dem Naturgefühl²⁾ waren die Romantiker Pfadfinder und Wegweiser in neue bisher unerschlossene und unbetretene Gebiete, und manche

1) Franz Biese (1803—95) war sieben Jahre Adjunktus am Joachimsthalschen Gymnasium, wurde 1836 nach Putbus berufen, um dort das neu gegründete Pädagogium einzurichten; er wirkte an diesem 42½ Jahre. Sein Hauptwerk, das ihm ein dauerndes Gedächtnis sichert, ist „Die Philosophie des Aristoteles“ (Berlin, Georg Reimer I 1835, II 1842). Es brachte ihm nicht nur den Professortitel und den Dr. h. c., sondern auch die Freundschaft von Männern wie Alex. v. Humboldt. Im altklassischen und deutschen Unterricht ging er ganz selbständige Wege, ohne freilich davon öffentliche Kunde zu geben, außer in der „Philosophischen Propädeutik“ (1845) und einem „Handbuche der deutschen Nationalliteratur“ (1846—48).

2) Vgl. „Entwicklung des Naturgefühls“ I bei den Griechen und Römern (Kiel, Lipsius u. Tischer 1882—84), II in Mittelalter und Neuzeit (Leipzig, Zeit u. Comp., 2. Ausg. 1892), sowie mehrere Aufsätze in „Pädagogik und Poesie“ I u. II.

Gedichte Mörikes schlagen so zarte, ins Unbewußte und Geheimnisvolle hinüberklingende Töne an und stammen aus so unergründlichen Tiefen, daß Goethe in modernerer, romantischer Weise wiedererstandener zu sein scheint.

Im Verkehr mit Storm wurde mir Mörike erst Vollbesitz; was sie beide an Neuem und Bleibendem dem Schätze unserer Lyrik in Märchen-, Liebes-, Natur- und Vaterlandspoesie hinzugefügt haben, das darzustellen und weiteren Kreisen zu vermitteln bin ich nicht müde geworden, und in dem Buche „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“ (1896) zog ich viele Dichter ans Licht, die in Lesebüchern damals noch kaum vertreten waren (wie Meyer, Keller, Heise, Lingg, Greif, Detlev v. Liliencron, Arno Holz, Falke, Busse). Ich erlebte dann die Freude, daß daraufhin der treffliche „Echtermeyer“, der mir seit Knabenzeiten vertraut war, ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung durch Ferd. Becher, vor allem aber durch Alfred Rausch erhielt.¹⁾

Es ist manchmal seltsam, wie lange es dauert, bis sich ein Dichter, ja ein Gedicht durchsetzt, um Gnade für ein Lesebuch der höheren Schule zu finden. Nur ein Beispiel! Unvergessen ist es mir, wie uns Primanern mein Vater das Goethesche Gedicht „Herbstgefühl“ — ich kann nur sagen — nacherleben ließ, und ebenso wie er dann später mir das Programm des Braunschweiger Martino-Catharineum von 1878 zu lesen gab mit der geradezu vorbildlichen Deutung von Hermann Corvinus²⁾ — es wurde, nebenbei bemerkt, nach Jahren der Grundstein für eine Freundschaft fürs ganze Leben. Mit der also erworbenen Erkenntnis habe ich für dies Gedicht gekämpft und ihm einen Platz in den Anthologien erstritten. Weder Echtermeyer-Becher noch Avenarius' „Hausbuch“ noch Will Wespers „Ernte“ — um nur die verbreitetsten und namhaftesten zu nennen — hatten es in ihren ersten Fassungen. Ich weiß nicht, ob man sich an dem Anfang: „Fetter grüne du Laub“ stieß, ob man das Eigenschaftswort „fett“ nur glaubte bei gewissen nahrhaften Tieren oder überernährten Menschen anwenden zu sollen, während es im 18. Jahrhundert durchaus üblich und wohlstandig war; vielleicht hätte das Gedicht also frühere Würdigung gefunden, wenn es „Äppige r grüne du Laub“ begonnen hätte; oder sollte auch hier das Wort gelten, daß sich das Tiefste und Schönste nicht jedem erschließt? Denn mit

1) Vgl. meinen Aufsatz „Anthologien deutscher Lyrik“ in dem soeben erschienenen dritten Bande Verm. Aufsätze „Pädagogik und Poesie“ (Berlin, Weidmann 1913), S. 264—305.

2) Der Abdruck wurde wiederholt in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ (Berlin, Weidm. 1890), S. 209—319.

„Willkommen und Abschied“ ist es ebenso gegangen. Und doch hat Goethe kaum je die Reinheit und Tiefe lyrischer Empfindung gegenüber der Natur wieder wie hier erreicht; darin ergänzen ihn Mörikes wunderbare Gesänge „Um Mitternacht“, „Mein Fluß“, „Besuch in Urach“ u. a. Daß es aber möglich ist, solche Goethesche Erlebnisgedichte den Schülern nahe zu bringen, das hat Corvinus gezeigt, und das habe ich oft erprobt, und leicht habe ich die Verbindungslinien zu neueren und neuesten lyrischen Bekenntnissen gezogen.

Doch bei der Hartnäckigkeit alter Überlieferung ist es kein Wunder, daß sich Mörike, Storm, Keller, Greif, Fontane, sodann Viliencron, Falke usw. nur erst langsam durchsetzten. Aber sie haben es getan, und viele Gedichte von ihnen und Arno Holz, Otto Ernst, Loewenberg usw. usw. gehören jetzt zum eisernen Bestande in den wie Pilze aus der Erde schießenden Lesebüchern. Und in der Tat wird niemand leugnen, daß im Vergleich zu Gellert, Dichtwer, Pfeffel, Dingelstedt, Sturm, Spitta, Kinkel, Klette und wie sie alle hießen, die in früheren Sammlungen vorherrschten, die Lyrik von heute doch stofflich und technisch nicht geringe Fortschritte gemacht hat. So sehr es Grundsatz für die höhere Schule bleiben muß, das bewährte Alte zu erhalten, so muß es, wenn es durch Besseres überwunden und in der ganzen Geschmacksrichtung veraltet ist, verschwinden; jedoch ist das Neue nicht deshalb zu wählen, weil es neu ist, sondern nur, wenn es unserem modernen Empfinden einen treffenden und der Jugend angemessenen Ausdruck verleiht.

Doch machen wir einmal einen kleinen Spaziergang durch Lesebücher, z. B. Hopf-Paulsiek-Muff, den zu verjüngen ich übernommen habe!¹⁾

Ein Fehler, der uns Deutschen, noch dazu uns Pädagogen, nur mit zu großem Rechte oft zum Vorwurf gemacht wird, ist die Pedanterie, die Bravheit, die zur Seichtheit wird, der Mangel an frischem Lebensmut und an Humor. Das spiegelte sich nur zu sehr in unseren Lesebüchern wieder. Sie triefen nur so von Biederkeit und — Langeweile. Ein Wandel zum Besseren, der unverkennbar ist, ließe sich auf verschiedene Umstände zurückführen. Kunstwart und Kunstzertage haben gewiß mitgewirkt, nicht minder aber auch der Umstand, daß auch die neuesten Dichter jetzt in Anthologien und Sonderausgaben leicht und billig zugänglich sind. Tatsache ist, daß der Geschmack, der Sinn für das Echte, sich mehr entwickelt hat.

1) Bisher sind neu bearbeitet erschienen: die Teile für Oktava, Septima, Sexta, Quinta, Quarta, Untertertia, die anderen sollen bis Ostern folgen.

Wir müssen gewiß Hoffmann v. Fallersleben, Wilhelm Hey, Julius Sturm, Friedrich Rückert, Georg Christian Dieffenbach u. a. für manches hübsche Lied, das den kindlichen Ton glücklich trifft, dankbar sein, aber Kritik ist auch hier am Platze, und das Bessere ist der Feind des Guten, das Gute der Feind des Mittelmäßigen. Oft ist bei H. v. Fallersleben wirklich nichts da als leeres Wortgeklingel. Ich glaube nicht, daß ein kleiner Vorschüler mit dem „Mückentanz“ des Dichters mitempfinden wird: „Sum, sum, sum, sum! Das ist zum Entzücken! Wie tanzen die Mücken, die schnellen Gefellen, So leise im Kreise, So wohligh, so munter, Hinauf und hinunter! Sum, sum, sum, sum!“ Ich glaube, ein Junge wird einfach den Ketscher nehmen und sie wegiagen, um nicht gestochen zu werden. Diese Vitanei ist doch zu altväterisch sentimental. Und deren ließen sich viele bei Hoffmann aufweisen. Platt und matt, eitel Prosa sind Hey's Gedichte: „Die Abreise der Störche“, „Die Wiederkunft der Störche“ oder die Reilen: „Jeder Baum und Strauch ist Gotteskind, Sieht der Vater nun, daß sie durstig sind, Da schickt er den lieben Regen nieder. Gleich sind sie gar frisch und fröhlich wieder.“

Wadere Gefinnung, in Moral und Frömmigkeit getaucht, macht alleine noch keinen Dichter. Ich kann beim besten Willen es nicht poetisch finden, wenn Hey ein „Abendlied“ singt: „Bald ist es wieder Nacht; Mein Bettlein ist gemacht. Drum will ich mich legen Wohl mit Gottes Segen, Weil er die ganze Nacht Gar traulich mich bewacht“ usw. Unnatürlich und unkindlich ist es doch, wenn Franz Poggi die fleißigen Kinder sagen läßt: „Wir sind noch jung und sind noch klein, Drum wollen wir recht lernen Und fleißig wie die Bienen sein Und stille gleich den Sternen. Es leuchtet ja die ganze Nacht Ihr klarer, stiller Schimmer. Wir geben drum gleich ihnen acht, Sind stille und folgsam immer.“ —

Man vergleiche Dieffenbachs „Der Jäger und das Häslein“ mit Heinrich Seidels „Haf' im Kohl“, Hey's „Der Sonntag“ mit Trojans „Sechse und einer!“ — Seidel, Trojan, Blüthgen, Leander, Frida Schanz, Kögel, E. Weber, Vesper, Fleischlen — die treffen den rechten Ton, weil sie als echte Dichter kindlich empfinden, sich in die Kindesseele hineinzudenken wissen, nicht aber Moral predigen wollen. Wie reizend ist Karl Enslins „Die Finger“! Man muß die kleinen Buben mit verteilten Rollen, indem jeder einen Finger vertritt, deklamieren lassen, und man wird seine Freude erleben. Es ist gar verfrüht, wenn ein Gedicht wie „Der Warner“ von Frida Schanz schon Oktavanern oder „Das Kind am Brunnen“ von Hebbel oder „Das kranke Kind“ von Eichendorff und Sextanern „Kaiser Friedrich III.“ von Fontane vor-

geseht wird. Und Septimianer sollen zehn langatmige Strophen von Joh. Gaudenz v. Salis-Gewis nachempfinden:

„Traute Heimat meiner Lieben, Sinn' ich still an dich zurück, Wird mir wohl, und dennoch trüben Sehnsuchtsträume meinen Blick! — Traute Heimat meiner Väter, Würd' bei deines Friedhofs Tür Nur einst früher oder später auch ein Ruheplätzchen mir!“

Viel Müderes und Greisenhafteres läßt sich doch wohl kaum denken.

„Das Brot des Heiligen Jodokus“ von Ludwig Theobul Rosen- garten möchte ich auch nicht mehr Sextanern verabsolgen oder „Rebo“ von Freiligrath. Lichtwer, „Die Rehe“, Rückert, „Die Austeilung der Gaben“ sind recht schwach und jedenfalls nur für Eltern, nicht für Kinder.

Ein entseßliches Frühlingsgedicht von Gustav Pfarrius „Wander- lust“ hebt an: „Wacht auf! Es triefen die Dächer; Den Frost zerschlug in der Nacht Ein West mit schwirrendem Fächer. — Wacht auf! Der Frühling erwacht!“ Was soll ein Quartaner mit Julius Mosens „Der Kamerad“, Franz Xaver Seidls „Das Glücklein des Glücks“ und dem ewig langen „Der Alpler“ (20 Str.!).¹⁾ Auch für Untertertia fragt es sich, ob der „Löwenritt“ noch immer die Gemüter erregen soll, ob nicht auch andere exotische Gewächse, wie Rebo, Chidher, Harnosan, Alexander Ypsilanti, der gerettete Jüngling, ob nicht auch der Mann im Syrerland und das Kamel am Halfterband besser verschwänden und durch deutsches Gut, z. B. durch Volkslieder ersetzt würden, ob nicht der alte Turmhahn von Mörike den Obertertianern auch lieber sein dürfte als der auf die Postille gebückte redliche Lamm zur Seite des wärmenden Ofens.

„Der treue Gefährte“ von Anastasius Grün hat ja einen Ansat von Humor, aber da der Gefährte „Der Hypochonder“, die Hypochon- drie ist, die sich auf den Bergen verflüchtigt, dürfte ein frischer fröhlicher Junge doch wohl erst einer längeren Auseinandersetzung bedürfen, um Wort und Begriff zu verstehen.

Es ist gewiß richtig, den Knaben die Schönheit der Natur auch im Spiegel deutscher Dichtung vorzuführen — ich habe dazu selbst die Wege gewiesen (in einem meiner ersten Aufsätze in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ 1892), doch ganz weiche, zerfließende Stim- mungen sind für eine Untertertianerseele nichts; die liebt Handfesteres,

1) Ich freue mich, bei meiner in Tat (d. h. Neubearbeitung des Ruffischen Lese- buches) umgesetzten Kritik mancher von einem Lesebuch zum anderen hinübergeschleppten Gedichte vielfach übereinzustimmen mit der herzhaften und erfrischenden Abhandlung Wilh. Reineckes: „Gedanken über Poesie in deutschen Lesebüchern“ (Prog. Wernigerode, Fürstl. Stolberg'sches Gymnasium 1912), das mir erst nach Herstellung der ersten Bände zugeht. Es sei jedem Deutschlehrer wärmstens empfohlen!

Tatsächliches, Handlung, Leidenschaft, Kraft. Die weiß nichts anzu- fangen mit Georg Scheuerlins „Der Abend am See“: „Die Sonne tauchet leise Zum blauen See hinein, Die goldnen Wellenkreise Erglühn vom Widerschein“ uff. Und wer C. F. Meyers „Der Gesang des Meeres“ kennt, wird den Knaben Gustav Schwabs „Die Wolke am Sternenhimmel“ sicherlich vorenthalten, die da spricht: „Welch eine Saat von goldnen Ähren Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt, Die schauernd ihre Häupter lehren Von meinem Atem rauh und kalt?“ . . .

Gustav Pfarrius fordert einen Untertertianer auf: „Komm mit, verlaß das Marktgeschrei! Verlaß den Qualm, der sich dir ballt Ums Herz, und atme wieder frei, Komm mit mir in den grünen Wald!“ — Gottfried Kinkel singt oder besser — berichtet: „Ich ging durch stille Abenddämmerungen; Die stumme Flur entschlummerte mählich; Die Vögel hatten, da die tausendfelig Die Sonn' im Scheiden grüßten, ausgefungen. Da hat ein hoher Klang sich aufgeschwungen Von Abend- glocken rings im Land vielzählig; da fühl' ich mich im tiefsten Herzen felig, Und Tränen sind ins Auge mir getreten.“ —

Will man an Gedichten desselben Stoffes sehen, was Verdichtung und eitel gereimte und auseinandergedehnte Prosa ist, so vergleiche man Otto Ernst, „Mis Randers“, Arno Holz, „Ein Boot is noch buten“ mit Julius Wolff, „Aus Sturmes Not“. —

Daß nun in den neuesten Lesebüchern, die einen Stolz darin suchen, auch die neuesten Dichter paradieren zu lassen, recht viel Unnützes, weil für die Jungen Unbrauchbares und Unverständliches sich findet, wird der Sachkundige nicht leugnen. Gerade auch den kleinen Mädchen wird Unglaubliches zugemutet. Man entdeckt damit nicht „Neuland“, daß man Zehnjährigen schon „Abseits“ von Storm vorsetzt! —

Gerade für die mittleren Klassen ist es nicht leicht, allen Anforde- rungen gerecht zu werden; eine gewisse Fülle und Mannigfaltigkeit muß zur Wahl stehen. Denn die einen Schüler und Schülerinnen sind scheu, keusch, zurückhaltend mit ihrem Denken und Empfinden, die anderen sind feck und rege in ihrer Phantasie und verlangen ein dop- peltes Futter. Es wäre nun gewiß nicht richtig, nur Gedichte von Ber- rat und Überfall, Mord und Totschlag und Heldenkraft zu bringen. So sehr nach Erschütterung die Menschenseele, zumal die junge, lechzt, so muß doch auch ein Stimmungston durch ihre Saiten hindurchzittern, der tiefe Sinn des Schönen wie „ein Schauer sie berühren und als ein Pulsschlag durch ihr Leben gehen“. Schilderungen sind wohl am Platze, nur nicht in Sehnsucht und Wehmut zerfließende, wohl aber „Die schöne Buche“ von Mörike etwa und „Waldbweg“ von Storm, und frische,

fröhliche Morgen- und Wanderlieder. Immer aber Kunstwerke, nicht Keimereien. Das muß die erste Bedingung sein.

Gerade die neuere Zeit hat in vaterländischer Dichtung, die ein Schmerzenskind in den Lesebüchern zu sein pflegt, viel Schönes und Echtes hervorgebracht. Storm, Wildenbruch, Schönaich-Carolath, Liliencron seien vor allem genannt. Religiöse Lyrik, die in ein Gesangbuch gehört, wird man im Lesebuch nicht bieten; doch an Mörike's „Herr, schicke, was du willst“ und Meyers andachtvolle Zeilen („In Harnes-nächten“) schließen sich Knodt, Philippi, Schüler wohl an.

Wenn in Tertia neben Schiller Uhland als Balladen- und Romanzendichter vorherrscht, so spannen die Fäden der Entwicklung Strachwitz, Fontane, Börries v. Münchhausen, Agnes Miegel, Lulu v. Strauß und Torney mit sehr wirkungsvollen Gedichten weiter. Es ist gut, wenn unsere Jugend mit gewissem Stolz auf die eigene Zeit spürt: es gibt auch heute unter Lebenden Dichter, die ein markig Wesen, ein kraftvolles Tun und Treiben verherrlichen. Die Jungen horchen auf, wenn etwas Neues sich ihnen ankündigt, etwas, das sie noch nicht bei Goethe und Uhland fanden, etwas Modernes, das in älterer Zeit undenkbar wäre; oft tut in einer Zeile der ganze Abstand sich auf. Sie werden aber auch finden, daß die antiken und die deutschen Klassiker oftmals viel leichter zu verstehen sind als manche neuere und allerneueste, die ihre Gefühle zerfasern oder die Natur in den Bann ihrer nervösen Seele ziehen.

Wir Lehrer müssen namentlich in den größeren Städten, wo reichhaltige Bibliotheken sind, viele Vorträge auch von den modernsten Lyrikern gehalten werden, bedenken, daß gerade die angeregteren und begabteren Schüler mit einem gewissen Heißhunger sich besonders auf das Modernste stürzen. Nietzsche war eine Zeitlang solch Heiliger, den man bewunderte, ja ein Göze, den man anbetete. Jetzt sind es vielfach Stefan George, Richard Dehmel oder die Ausländer, Verhaeren, sogar Verlaine.

Da wird man gut tun, Verstiegenheiten und Übertreibungen zurückdämmen, ehrliche Begeisterung wohl dulden und anerkennen, doch zugleich sie in ihrer Wurzel fassen, ruhige, sachliche Kritik üben, vor allem nicht das Moderne als schlechtweg defakent in Grund und Boden verurteilen. Man wird den Schülern zu Gemüte führen, daß auch für sie es sich ziemt, die Maßstäbe ihres Urteils in der geschichtlichen Entwicklung und somit bei den Klassikern in erster Linie zu suchen und zu bilden und dann die Verbindungsfäden aufzuspüren zwischen Goethe, Mörike, Storm, Liliencron, Falke, Dehmel uff.

Gerade wir Deutschlehrer dürfen keine Scheuklappen anlegen gegenüber den Modernen. Die Schüler pflegen eine sehr scharfe Witterung dafür zu haben, ob der Lehrer ausgetretene Gleise wandelt, ob er mit dem, was die Zeit bewegt, in Fühlung steht oder nicht.

Die Bazillen der Negation, ja des Nihilismus schwirren heute in der Luft herum, wir können unsere Schüler nicht absperren, wir müssen den drohenden Gefahren fest begegnen, den Schülern einen Schatz von geistigen Waffen überliefern, mit denen sie streiten können wider das Unechte und Ungesunde, wider die falschen Propheten und Götzen. Wir müssen uns selbst immer wieder prüfen, ob es lebendige Werte sind, die wir übermitteln, ob wir Beziehungen finden, die von den Stoffen, die wir behandeln, zu den Herzen der Schüler hinübergreifen. Wir müssen sub specio aeterni auch die Gedichte unserer Großen in Vergangenheit und Gegenwart behandeln, wir müssen ferner die Einzelbilder abzurunden suchen, d. h. die wirklich Leben spendenden Lyriker von Klasse zu Klasse die Schüler begleiten lassen, so daß am Ende, in Prima, in sich geschlossene Porträts sich ergeben: von Mörike, Storm, Keller, Hebbel, Fontane, C. F. Meyer, Greif, Seidel, Liliencron; in den oberen Klassen würden Dehmel, Nietzsche, v. Münchhausen, Agnes Miegel, Ricarda Huch, Ffolde Kurz, Schaukal, Greiner, Salus, Lissauer, Wesper u. a. Vertretung finden.

Zur Art der Behandlung im einzelnen denke ich mir folgende Wege. Besonders fruchtbringend sind Vergleiche von älteren und neueren Dichtern in der Gestaltung desselben Motivs.

Wie sagt doch Goethe? „Gedichte sind gemalte Fenstercheiben.“ Wie Dehmel? Der „Denkzettel für den verehrten Leser“ beginnt:

Verehrter Leser! Mensch! ich beschwör' dich: die den ganzen Menschen aufwühlen.
 Bies mich richtig, Mensch, oder scher' dich. Das ist eine planvoll zwecklose Geschichte,
 Vor allem: such' keinen „Grundgedanken“! kurz: ich erlebe meine Gedichte.
 Sonst kommen deine paar Sinne ins Wan- Und kein Erleben geschieht aus Gedanken.
 Gedichte sind keine Abhandlungen; [ken. Ach, die Gedanken sind nur Ranken.
 selbe vollziehen sich aus Gefühlen,

Man ziehe also hinsichtlich der Motive z. B. eine Linie von Paul Gerhards „Nun ruhen alle Wälder“ und Claudius' „Abendlied“: „Der Mond ist aufgegangen“ zu D. F. Bierbaums so fein abgestimmtem, seelenvollem Lied:

Die Nacht ist niedergangen,
 die schwarzen Schleier hangen
 nun über Busch und Haus.

Leis rauscht es in den Buchen,
 die letzten Winde suchen
 die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,
dann bleibt der Atem stehen
der müden, müden Welt.

Nun noch ein zages Wehen
fühl durch die Nacht ich schweben,
auf die der Friede seine Hände hält.

Wer möchte die Verinnerlichung bis in die feinsten Fasern des Gewebes hinein verkennen? Man stelle Mörikes „Am Mitternacht“ mit Nießsches „Mitternacht“, Kellers „Abendlied“ („Augen, meine lieben Fensterlein“ . .) mit Nießsches „Die Sonne sinkt“ zusammen und das wundervolle von Dehmel „Wenn die Felder sich verdunkeln“ und „Stimme des Abends“:

Die Flur will ruhn.
In Halmen, Zweigen
ein leises Neigen.
Dir ist, als hörst du
die Nebel steigen.

Du horchst — und nun:
Dir wird, als störst du
mit deinen Schuhen
ihr Schweigen.

Noch vollendeter, nur wie ein Hauch, wie ein seliger Traum ist „Helle Nacht“. Ein Primaner deklamierte es mir neulich aus sich heraus in der Klasse. Es ging wie ein Schauer durch die jungen Gemüter. — Dasselbe wird der Fall sein, wenn man an Storms „Schließe mir die Augen beide Mit den lieben Händen zu“ heranrückt Dehmels „Letzte Bitte“:

Lege deine Hand auf meine Augen,
daß mein Blut wie Meeresnächte dunkelt:
fern im Nachen lauscht der Tod.
Lege deine Hand auf meine Augen,
bis mein Blut wie Himmelsnächte funkelt:
silbern rauscht das schwarze Boot.

So schlicht und innig das Stormsche Gedicht, so tiefgründig und tieffinnig ist das Dehmelsche. Wie die Tages-, so geben die Jahreszeiten Anlaß zu Vergleichen in ihrer Behandlung; ich nenne für den Herbst nur Storm, Hebbel, Greif, Flaischlen, und welche Fülle tut sich uns auf, im Vergleich zu der älteren Lyrik, wenn wir das Meer und das Gebirge in der Vorliebe des modernen Menschen heranziehen; ganz neue Stoffe erstanden durch das Großstadtleben, das soziale Glend der Gegenwart; viel eitel Rhetorik bietet auch hier die moderne Lyrik, aber doch auch manches Tiefe und Schöne, bei Julius Hart, Rich. Dehmel („Das Erntelied“, „Traum eines Armen“) ganz besonders „Der Arbeitsmann“:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
Mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
Und haben die Sonne und Regen und Wind.
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um so frei zu sein, wie die Vögel sind,
Nur Zeit! . . .

Ein ergreifendes Zeitbild aus der großen Stadt mit den hastenden Menschen, die nach Arbeit, nach Geld, nach Genuß jagen, auf deren Antlitz hinter der Trauer und Entfugung ein rasendes Verlangen wohnt, mitzunehmen, was mitzunehmen ist im kurzen Leben, entwirft uns Liliencron („Der Turmbläser“) und über dies Hasten und Jagen, über Lärm und Wust und Schmutz läßt er vom Turme erschallen in hehrer Reinheit den Choral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ —

Man wird im deutschen Unterricht, bei der Behandlung der Gedankenlyrik Goethes und Schillers immer wieder auf den Gegensatz von Stadt und Land, Kultur und Natur, Kunst und Kunstgenuß geführt; auch dafür ist die Ernte bei den Neuesten nicht gering, oder wenn man Leben und Tod, Hoffnung und Furcht, Liebe und Haß, Krieg und Frieden erörtert. Köstliche Blüten trieb der Humor und die Poesie des Kindeslebens; ich erinnere an die schöne Anthologie Th. Herolds¹⁾. Auch „Der deutsche Spielmann“ bringt nützliche Zusammenstellungen, die Vorträgen der Schüler zugrunde liegen können, über Landschaften, Flüsse, Städte, Berge, Zeiten, Stände. Man wird im Vergleich zu der älteren Lyrik immer wieder finden, daß der Ausdruck individueller, impressionistischer, befeelter geworden ist. Aus der Fülle des Stoffes hebe ich nur ganz wenig heraus, z. B. „Die Hoffnung“ — man denke an die bekannten Zeilen von Schiller und Goethe, Uhland oder Geibel „Es muß doch Frühling werden“ oder Storm „Warte nur ein Weilchen, der Frühling kommt — es steht die Welt in Weilchen“, dann wird man auch Johannes Schlaf verstehen:

Ein weißes Grau hüllt den Himmel ein.
Ein stumpfer Glanz liegt auf den Uferweiden.
Träge, mit gurgelnden Wellen treibt der gelbe Strom.
Ich muß mich noch bescheiden.
Ich will noch ein Stückchen so weitergehn.
Bald müssen ja alle Höhen
in hellen Frührothfeuern stehn.

Heine beantwortet die Frage: Wie kommt ein Lied? „Wie Tränen.“ Casar Flaischlen, der lebenswürdige, das Leben so freudig bejahende Schwabe, den die Großstadt nicht unterzukriegen vermocht hat, sagt: Sie kommen wie Träume. Die Dichter sind die großen Träumer ihres Volkes . . . die Träumer seiner Sehnsucht.

Ganz still zuweilen wie ein Traum du weißt nicht, was es von dir will,
klingt in dir auf ein fernes Lied . . . und wie ein Traum ganz leis und still
Du weißt nicht, wie es plötzlich kam; verflingt es wieder, wie es kam.

1) Das Werkchen ist soeben in wesentlich verbesserter Auflage (Erstes bis fünfzehntes Tausend) herausgegeben worden. Leipzig 1914, Fritz Eckardt, 332 S., geb. M. 3,—.

Solche Gedichte werden die Seele streifen wie ein Hauch. Es ist überhaupt klar, daß die früher bevorzugten Gedichte, die didaktisch wirken wollten, viel leichter zu behandeln d. h. zu zerpfücken und zu zerhacken sind als jene Lyrik, die empfunden ist und daher in erster Linie sich an die Empfindung wendet, die in Anschauung und Erlebnis wurzelt und daher auch als ein geistiges Bild vor der Seele stehen und mit allen Herzfasern nacherlebt sein will. Gerade die moderne Anschauungs- und Gefühlsliryk mit ihren feinen zarten Tönen bedarf feiner zarterer Behandlung¹⁾, doch auch jene mehr epische, balladenhafte möge man erst in ihrem Grundgehalt vorbereiten, man möge umsichtig die „Einstimmung“ schaffen, nur jedoch nicht vorher (wie es so oft geschieht) noch nachher (wie es noch öfter geschieht) in Prosa auflösen. Ich gebe ein Beispiel zur Warnung. Unter der Flagge „Erziehung durch die Kunst“ hat Karl Friedrich Linke „Poesiestunden, die deutsche Dichtung von den Sängern der Freiheitskriege bis zur Gegenwart zu freudigem Schauen, Genießen und Vertiefen“ herausgegeben (1904). Viel Feines steckt im einzelnen in dem Buch. Er schickt der Lesung des Gedichtes „Das alte Haus“ von Hebbel — unter Zitaten aus dem Gedicht selbst — voraus:

„Der Maurer schreitet frisch heraus, das alte Haus abzubrechen. „Wie magst du mich“, so wendet es klagend sich an den, der sein Bewohner (war), „wie magst du mich, das lange Jahr' der Lieb' und Eintracht Tempel war, wie magst du mich zerstören!“ Ein Heiligtum war es, der Liebe geweiht, die hier gewohnt, gewaltet, die Menschen beglückt. Wo wohnt das Glück? Vgl. Uhland, Der Arme, Boß, Der siebzigste Geburtstag, Uhland, Das Schloß am Meer! — „Und du willst der Liebe die Wohnung rauben? Mit seiner schönen stillen Braut hat mich der Mynherr einst zuerst betreten.“ Vgl. Theodor Storm: „Gedenkst du noch?“ Und dem Enkel, der es bewohnt jetzt, das alte Haus, ihm ist's, als schritten die toten Geister all heraus: Großvater, Großmutter, Vater und Mutter, ihn zu bitten . . .“

Alles dies ist völlig überflüssig und verwässernd, denn der Dichter hebt klar und allgemein verständlich unter der Überschrift „Das alte Haus“ an:

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen uff.

1) Vgl. meinen Aufsatz „Zur Erfassung und Deutung lyrischer Gedichte“ (Pädagogik und Poesie III S. 233—64).

Noch schlimmer ist der Eindruck der Verwässerung bei Naturbildern, z. B. bei Liliencrons „Heidebildern“ (S. 479).

Die Hauptsache bei der Darbietung auch der modernen Lyrik, die gerade in der inneren Melodie, in dem kunstvollen Spiel der Vokale und Konsonanten, in der edlen Schmiedearbeit des Verses Hohes leistet (auch von den reinen Formvirtuosen abgesehen!), ist: Suche mit ganzem Herzen nachzuleben, was der Dichter als Eigen-erlebnis bietet, und wenn du davon durchdrungen bist, so rede nicht viel darüber, sondern bilde es nach mit befeeltem Vortrag, mit schlichtem, eindringlichem Wort, wie es das Herz, nicht der Verstand es dir auf die Lippe legt. Wetteifere nicht mit dem Schauspieler, auch nicht mit dem Gesangsmeister! Sondern da Lyrik Wortkunst ist, lasse sie als solche klingen in der Durchdringung von edler Form und edlem Seelengehalt. Jedes Gedicht ist eine Welt für sich. Die gilt es zu erfassen. —

Die moderne deutsche Lyrik dürfte aber nicht nur in den deutschen Unterricht hineingezogen werden, sondern sie kann auch zu recht fesselnden Vergleichen und Vertiefungen in anderen Unterrichtsfächern dienen. Ich könnte mir denken, daß ein Religionslehrer manches Gedicht zur Erklärung der behandelten Probleme in den Sammlungen „Aus der verlorenen Kirche“ von Günther (Heilbronn, Salzer), „Die Gott suchen“ von Knodt (München, Beck) finden könnte. Eine prächtige Galerie tut sich für den Geschichtslehrer bei Fontane, C. F. Meyer, Ffolde Kurz, Wildenbruch, Liliencron, Börries v. Münchhausen, Lulu v. Strauß (z. B. „Die Geusenbotschaft“) auf. Wer griechische Lyriker, römische Elegiker, wer Horaz liest, dem werden auf Schritt und Tritt, wenn er nur einigermaßen in neuester Lyrik belesen ist, Parallelen sich ergeben. Was Horaz nur andeutet, vielleicht zaghaft anklingen läßt, das deutet der moderne Dichter mit gesteigerter Innigkeit aus. Wie es ganz belehrend ist, die Weinlieder des Horaz zusammenzustellen und z. B. mit Hermann Hesses Liedern und seinem Bekenntnisbuch „Peter Camenzind“ zu vergleichen, so Epodus 13 mit Storms „Oktoberlied“.¹⁾ Und wenn man Horazens Lebensauffassung z. B. an der einen Strophe erläutert hat:

Frui paratis et valido mihi
Latue dones et precor integra
cum mente nec turpem senectam,
degere nec cithara carentem,

1) Vgl. „Pädagogik und Poesie“ I² S. 325f.

dann dürfte es nicht übel sein, Gustav Falke's „Ein Tageslauf“ den Primanern vorzutragen. Da fragt sich der Dichter sinnend, ob er den Tag in geistiger Regsamkeit, in Liebe und Männerstreit und beim Becher und in treuer Tätigkeit recht genutzt und genossen und ob er ihn würdig geendigt habe:

Leuchtend kommt aus ewigem Sterneraum
noch zuletzt ein seliger Dichtertraum.

Da muß er sich gestehen: „Schöner Tag, ich hab dich ausgenüßt.“ So kann er wie Horaz (III 29) sein 'Vixi' gleichsam daruntersetzen und den Tag zum Gewinne rechnen (*luero apponere*). Und an Horaz (II 20), diese *μετακίνωσις*, wo er in einen Schwan verwandelt zu den ulyssischen Gefilden zu entschweben wähnt, getragen von Ruhm und Glück, kann man Dehmels „Landung“ heranrücken. Es lautet:

Mein weißer Schwan vor mir: noch ziehen wir leise
Auf dunkler Flut durch unser Morgenrauen,
Und ziehn zur Ferne, wo die Wellenkreise
Dem jungen Tage hoch entgegenblauen.

Und lassen tragen uns und weitertragen,
Und golden wird der dunkle Wasserbogen,
Bis wir die seligen Inseln sehen ragen
Im Glanz der Frühe aus den tiefen Wogen.

Da wirft du losgeknüpft von meinen Zügeln,
Der Nachen säumt, wir sind am Heimatlande,
Da dehnt du dich mit ausgespannten Flügeln
Und steigt hinauf mit mir zum hellen Strande,

Und durch die Tiefen wird ein Klingen gehen,
Die Bahn zum Licht zu weisen auch den Brüdern,
Und durch die Höhen wird ein Singen wehen
Von großem Glück: aus meinen Schwanenliedern.

Und wenn ich die so überaus feine Epistel an den Celsus Albivanus (I 8), der Sekretär des Prinzen Tiberius geworden und so der Schar seiner Freunde enthoben ist, mit den Schülern lese und den überraschend pointierten Schluß ihnen deute: *Ut tu fortunam sic nos te Celso feremus*, „Wie du dich gibst, so nimmt man dich“, dann kommen mir unwillkürlich die warnenden Verse Th. Storms über die Lippen: „Was du immer kannst zu werden, Arbeit scheue nicht und Wachen. Aber hüte deine Seele vor dem Karrieremachen!“ — Und wer die Linie von dem Aprosodeton im Schluß von Epodus 2 (*Beatus ille*) zu Klopstock („Am Ramin“), Brentano, Heine und manchen Neueren zieht, der findet auch bei Horaz schon eine Art „romantischer Ironie“.

Horaz als modernen Menschen zu erkennen ist eine höchst lohnende Aufgabe. Ich weiß es noch, welche Erfrischung es bot, wenn ich, auf der Schulbank mit dem lateinischen Kommentar vom Dillenburger gefüttert, zu Hause bei meinem Vater die Erklärung von Naudé las und dort Parallelstellen aus Schiller und Goethe und Heine u. a. fand. Und fürwahr seine ganze Denkart ist uns nahe vertraut, auch die Zeitverhältnisse und Beziehungen zu anderen Menschen. Daß schon damals zwischen Alten und Jungen, auch unter Literaten, ein Gegensatz bestand, der zu Spöttereien und Befehdungen führte, lehrt Epist. I 3 an Florus. Den Albius Tibullus lernen wir als Neuraßheniker modernen Schlages kennen (Epist. I 4); er war Hypochonder und pessimistisch; er suchte die Einsamkeit und die heilkräftige Luft des Waldes, trüben Todesgedanken hingegeben. Da führt es Horaz ihm zu Gemüte, was alles er sein nenne: körperliche Schönheit, Wohlstand und die Fähigkeit zu sagen, was er leide, und die Kunst zu genießen; er lehrt ihn mit kräftigem Wort, das Leben zu bejahren, jeden Tag, der ihm gegeben sei, als Geschenk der Götter zu fassen. Und wenn man damit die Lehre griechischer Philosophen von der Weltflucht, dem *λάθε βίωσις* der Epikureer verbindet (bei Cicero, Ausw. v. Weizenfels 3. B.) und die Auswüchse modernen Ästhetentums, bekämpft, das allem Natürlichen und Schlichten und Volkstümlichen abgewandt ist, dann möge man auch so saft- und kraftreiche Dichtungen sprechen lassen wie die glühenden und sprühenden Rhapsodien Schmidtbounns in seinem „Lobgesang des Lebens“.

Zu wundervoller Symphonie tönen hier frohlockende Liebe und Freundschaft, Wanderlust und Naturfreude, männliches Kraftgefühl und Kampfeslust zusammen. So trogt er das Leben mit dem herausfordernden Rufe an: „Paß mich an, Leben! . . . Geh hart mit mir um, erfülle meine Wünsche mir nicht, gib mir ungerührt das Gegenteil. Daß ich dich spüre und jauchzend weiß, daß mehr ist als ich, daß mehr ist als unsere Erde und wir darauf. Locke meine Kraft aus mir, daß ich mich wehre, mich aufrecht halte . . ., daß ich ein Mann werde, zerfetzten Gesichts, weißhaarig, aber unter den weißen Haaren: helle und feste Augen, die ihren Strahl, wenn der Leib zerschüttet im Sarge liegt, weiter tragen, zu deiner Höhe dann, Leben, hinauffehn, hinter dich sehen, dich, Leben, endlich erkennen!“ —

Das ist nährende und stählende Kost für unsere deutsche Jugend, geboten von einem ferndeutschen Dichter.